

DANIEL
DEFOE



ROBINSON
CRUSOE

Aus dem Englischen von
Lore Krüger

NIKOL
VERLAG

Das Leben
und die höchst merkwürdigen Abenteuer
des Robinson Crusoe
aus York,
eines Seemanns,
der achtundzwanzig Jahre lang ganz allein
auf einer unbewohnten Insel vor der Küste Amerikas
nahe der Mündung des großen Orinokostroms lebte,
dorthin verschlagen durch einen Schiffbruch,
bei dem die gesamte Mannschaft
außer ihm umkam.
Mit einem Bericht,
wie er schließlich auf seltsame Weise
durch Piraten befreit wurde.

Von ihm selbst geschrieben.

Vorwort

Wenn die Geschichte der Abenteuer eines Privatmanns in der Welt es jemals wert gewesen sein mag, veröffentlicht zu werden, und nach ihrem Erscheinen Anklang finden dürfte, dann ist das nach Meinung des Herausgebers bei dem vorliegenden Bericht der Fall.

Die erstaunlichen Begebenheiten im Leben dieses Mannes übertreffen (nach Ansicht des Herausgebers) alles bisher Dagewesene; denn im Leben eines einzigen Menschen kann es kaum bunter zugehen.

Die Geschichte ist mit Bescheidenheit, mit Ernst und in dem frommen Bemühen erzählt, die Ereignisse zu dem Zweck zu nutzen, zu dem die Weisen sie immer nutzen, nämlich um andere durch das Beispiel etwas zu lehren sowie um die Weisheit der göttlichen Vorsehung, die sich in allen unseren verschiedenartigen Lebensumständen zeigt – wie sie auch immer sein mögen –, zu rechtfertigen und sie zu preisen.

Der Herausgeber hält die Geschichte für einen getreuen Bericht von Tatsachen, denn sie lässt keinerlei Anzeichen freier Erfindung erkennen; jedenfalls ist er der Meinung – alle diese Dinge sind ja umstritten –, dass sie genauso gewinnbringend für den Leser sein wird, sowohl was dessen Unterhaltung als auch was seine Belehrung angeht, und glaubt deshalb, ohne der Welt weitere Komplimente zu machen, dass er ihr mit der Herausgabe des Buches einen großen Dienst erweist.

Ich wurde im Jahre 1632 in der Stadt York geboren; meine Familie genoss Ansehen, obwohl sie nicht aus diesem Lande stammte, denn mein Vater war Ausländer und kam aus Bremen; er ließ sich zuerst in Hull nieder. Durch den Handel erwarb er sich ein schönes Vermögen, und nachdem er sein Geschäft aufgegeben hatte, lebte er in York, der Heimat meiner Mutter. Sie war eine geborene Robinson und gehörte einer in dieser Gegend sehr geachteten Familie an; nach ihr hieß ich Robinson Kreutznaer, aber infolge der in England üblichen Verstümmelung von Wörtern nennt man uns jetzt, ja nennen wir uns selbst und schreiben wir unseren Namen Crusoe, und so haben mich auch meine Kameraden immer genannt.

Ich hatte zwei ältere Brüder, von denen der eine, ein Oberstleutnant in einem ehemals vom berühmten Oberst Lockhart befehligten englischen Infanterieregiment zu Flandern, in der Schlacht bei Dünkirchen im Kampf gegen die Spanier fiel; was aus meinem zweiten Bruder wurde, erfuhr ich nie, ebenso wie weder mein Vater noch meine Mutter je erfahren haben, was aus mir geworden ist.

Da ich der dritte Sohn der Familie war und keine Lehre durchlaufen hatte, begann sich mein Kopf schon früh mit abenteuerlichen Gedanken zu füllen. Mein bereits hochbetagter Vater hatte mir eine angemessene Ausbildung zukommen lassen, soweit eben ein Unterricht im Hause und eine ländliche Freischule im Allgemeinen reichen, und mich für den Beruf eines Rechtsanwalts bestimmt; ich hatte aber nichts weiter im Sinn, als zur See zu fahren, und gegen den Willen, ja gegen den Befehl meines Vaters und gegen alle Bitten und Überzeugungsversuche meiner Mutter und anderer Freunde trieb mich diese Neigung so stark, dass sie etwas Verhängnis-

volles zu haben und unmittelbar zu dem elenden Leben zu führen schien, das mein Los sein sollte.

Mein Vater, ein weiser und gesetzter Mann, gab mir ernsthafte und ausgezeichnete Ratschläge zur Verhütung all dessen, was mir wahrscheinlich widerfahren würde. Eines Morgens rief er mich in sein Zimmer, in dem ihn die Gicht festhielt, und machte mir wegen dieser Sache heftige Vorhaltungen. Er fragte mich, welche Gründe ich denn außer einer Vorliebe für das Umherziehen hätte, mein Elternhaus und mein Vaterland zu verlassen, wo mir die Wege offenständen und ich die Aussicht hätte, durch Fleiß und Arbeit mein Glück zu machen und ein behagliches, angenehmes Leben zu führen. Er sagte, nur Verzweiflung oder Ehrgeiz und Unüberlegtheit triebe die Menschen ins Ausland, um Abenteuer zu suchen, durch Wagehalsigkeit emporzusteigen und mit Hilfe von Unternehmungen, die außerhalb des üblichen Weges lägen, berühmt zu werden; dies sei aber entweder zu hoch für mich oder aber unter meiner Würde – ich gehörte dem Mittelstand an oder dem, was man die obere Schicht der unteren Klassen nennen könne, und er habe durch Erfahrung festgestellt, dass dies der beste Stand der Welt sei, am günstigsten für das Glück der Menschen, denn in ihm seien sie nicht dem Elend und der Not, der Mühsal und dem Leiden der handwerklich Arbeitenden ausgesetzt und nicht durch den Stolz, den Luxus, den Ehrgeiz und den Neid der oberen Schicht der Menschheit behindert. Er sagte, wie glücklich dieser Stand sei, könne ich allein schon daran ermessen, dass es derjenige sei, den alle anderen beneideten; oft hätten Könige die bitteren Folgen ihres Schicksals, zu großen Dingen geboren zu sein, beklagt und gewünscht, sie wären in die Mitte der beiden Extreme, zwischen die Niedrigen und die Hohen gestellt worden, und der Weise bezeuge, dass dies der richtige Maßstab echten Glücks sei, wenn er bete, er möge vom Reichtum und von der Armut verschont bleiben.

Er forderte mich auf, dies zu beobachten, und immer

könne ich feststellen, dass das Unheil des Lebens von der oberen und der unteren Schicht der Menschheit geteilt würde, im Mittelstand aber gebe es die wenigsten Katastrophen, in ihm seien die Menschen nicht so vielen Wechselfällen ausgesetzt wie im höheren oder im niedrigeren Stand, ja sie hätten nicht einmal unter so vielen Krankheiten und Beunruhigungen des Körpers und des Geistes zu leiden wie diejenigen, die sich auf der einen Seite durch lasterhaftes Leben, Luxus und Üppigkeit oder auf der anderen Seite durch schwere Arbeit, Mangel am Notwendigen und magere oder ungenügende Ernährung Krankheiten zuzögen als natürliche Folge ihrer Lebensweise; die mittlere Stellung in der Welt sei für alle Tugenden und alle Freuden berechnet, Frieden und Wohlhabenheit seien die Mägde des Mittelstandes – Enthaltensamkeit, Mäßigung, Ruhe, Gesundheit, Geselligkeit, alle angenehmen Zerstreuungen und alle wünschenswerten Vergnügungen seien der Segen, den eine mittlere Stellung im Leben erwartet – auf diese Weise gingen die Menschen still und mühelos durch die Welt und gemütlich aus ihr hinaus, ohne dass die Plackerei ihrer Hände oder ihres Kopfes sie belästigte noch ein Leben der Sklaverei um des täglichen Brotes willen sie fesselte oder wirre Verhältnisse sie quälten, die der Seele den Frieden und dem Körper die Ruhe raubten, und ohne dass die Leidenschaft der Missgunst oder die heimlich brennende ehrgeizige Lust auf große Dinge sie verzehrte, sondern sie glitten unter behaglichen Umständen sanft durch die Welt, kosteten spürbar die Annehmlichkeiten des Daseins, nicht aber seine bitteren Seiten, fühlten, dass sie glücklich waren, und lernten es durch die Erfahrung jedes Tages nur umso bewusster feststellen.

Danach drang er ernsthaft und auf die liebevollste Weise in mich, nicht den jungen Draufgänger zu spielen und mich nicht in ein Elend zu stürzen, vor dem mich die Natur und der Stand, in dem ich geboren wurde, bewahrt zu haben schienen; ich hätte es nicht nötig, einem Broterwerb nachzugehen;

er, mein Vater, werde mich gut versorgen und sich bemühen, mir den Weg zu der Lebensweise zu ebnen, die er mir soeben empfohlen hatte, und wenn ich es in der Welt nicht leicht hätte und wenn ich nicht glücklich würde, so könnte allein nur mein Schicksal oder meine Schuld das Hindernis sein, und er werde es keineswegs zu verantworten haben, denn er habe seine Pflicht erfüllt und mich vor Schritten gewarnt, von denen er wisse, dass sie mir Schaden brächten – mit einem Wort, sosehr er sich mir gegenüber gütig zeigen werde, wenn ich zu Hause bliebe und mich dort nach seinen Anweisungen niederließe, sowenig wolle er mit meinem Unglück etwas zu schaffen haben und mich in keiner Weise ermutigen fortzugehen. Zum Schluss sagte er, mein älterer Bruder sei ein warnendes Beispiel für mich; mit ebenso ernsten Worten habe er ihn zu bewegen versucht, nicht nach den Niederlanden in den Krieg zu ziehen, ihn jedoch nicht überzeugen können, denn seine jugendlichen Wünsche hätten ihn zum Heer getrieben, und dort war er gefallen. Er erklärte wohl, er werde unaufhörlich für mich beten, sagte aber auch, wenn ich diesen törichten Schritt tue, werde Gott mich nicht segnen, und ich hätte später noch Muße genug, darüber nachzudenken, dass ich seinen Rat in den Wind schlug, und dann wäre vielleicht niemand da, der mir helfen könne, wieder auf die Beine zu kommen.

Ich bemerkte bei diesem letzten Teil seiner Rede, die wirklich prophetisch war, obgleich ich annehme, dass mein Vater es selbst nicht wusste, ich bemerkte also, dass ihm dicke Tränen über das Gesicht liefen, besonders als er von meinem gefallenem Bruder sprach; und als er erwähnte, dass ich Muße zur Reue haben würde, aber niemand zu meiner Hilfe, war er so bewegt, dass er das Gespräch abbrach und erklärte, das Herz sei ihm zu voll, er könne jetzt nicht weitersprechen.

Ich war von dieser Rede ernsthaft bewegt, und wer wäre es auch nicht gewesen? Ich nahm mir vor, den Gedanken ans Ausland aufzugeben und mich, dem Wunsche meines Vaters entsprechend, zu Hause niederzulassen. Aber ach, in wenigen

Tagen war alles verblasst, und einige Wochen danach beschloss ich, kurz gesagt, meinem Vater ganz davonzulaufen, um seinem Drängen zu entgehen. So überstürzt, wie ich es in der ersten Hitze meines Entschlusses gewollt hatte, handelte ich jedoch nicht; sondern in einem Augenblick, als meine Mutter etwas besser aufgelegt schien als gewöhnlich, nahm ich sie beiseite und erklärte ihr, meine Gedanken seien so völlig darauf gerichtet, die Welt zu sehen, dass ich mich niemals irgendeiner anderen Sache mit der genügenden Ausdauer widmen könne, und mein Vater täte besser daran, mir seine Einwilligung zu geben, anstatt mich zu zwingen, ohne diese fortzugehen; ich sei jetzt achtzehn Jahre alt, und das sei zu spät, um eine Lehre als Kaufmanns- oder Anwaltsgehilfe zu beginnen; täte ich es dennoch, dann würde ich sicher meine Lehrzeit nicht beenden und meinem Meister gewiss vorher weglaufen, um zur See zu fahren. Wenn meine Mutter mit meinem Vater sprechen und ihn bewegen wolle, mich nur eine einzige Seereise ins Ausland machen zu lassen, dann würde ich, wenn ich zurückkäme und es mir nicht gefallen habe, nie wieder fahren und versprechen, die verlorene Zeit durch doppelten Fleiß wettzumachen.

Diese Worte versetzten meine Mutter in großen Zorn; sie sagte, sie sei sicher, dass es keinen Zweck habe, mit meinem Vater über ein solches Thema zu sprechen; er wisse zu genau, was meinem Wohle diene, um seine Zustimmung zu etwas zu geben, was so zu meinem Schaden wäre, und sie wundere sich, dass ich nach der Aussprache mit ihm an so etwas denken könne, nach all den gütigen und zärtlichen Worten, die, wie sie wisse, mein Vater zu mir geäußert habe; wenn ich mich also zugrunde richten wolle, dann sei mir nicht zu helfen, ich könne mich aber darauf verlassen, dass ich keinesfalls die Zustimmung meiner Eltern dazu erhalten würde; was sie betreffe, so wolle sie zu meinem Untergang nicht einen Handschlag leisten, und ich solle niemals sagen können, ich hätte die Erlaubnis meiner Mutter, nicht aber die meines Vaters gehabt.

Obwohl sie sich weigerte, die Sache bei meinem Vater vorzubringen, erfuhr ich doch später, dass sie ihm das ganze Gespräch berichtete und mein Vater, nachdem er große Sorgen darüber gezeigt hatte, mit einem Seufzer zu ihr sagte: »Wenn der Junge zu Hause bleibt, kann er glücklich werden, im Ausland aber macht er sich todunglücklich; dazu kann ich mein Einverständnis nicht geben.«

Es verging noch fast ein Jahr, bevor ich fortließ, obgleich ich in der Zwischenzeit auch weiterhin für alle Vorschläge, mich zu einem Beruf zu entscheiden, taub blieb und Vater und Mutter Vorhaltungen machte, weil sie sich mit solcher Bestimmtheit gegen das stemmten, wozu mich, wie sie wussten, meine Neigung trieb. Als ich mich aber eines Tages in Hull aufhielt – wohin ich zufällig und damals ohne die Absicht wegzulaufen gereist war –, als ich mich also dort aufhielt und mir einer meiner Kameraden, der mit dem Schiff seines Vaters auf dem Seeweg nach London fahren wollte, zuredete, ihn zu begleiten, und das übliche Lockmittel der Seeleute anwandte, nämlich, dass mich die Fahrt nichts kosten werde, fragte ich meinen Vater und meine Mutter nicht mehr und sandte ihnen noch nicht einmal Nachricht, sondern überließ es ihnen, auf irgendeine Weise davon zu erfahren; und ohne um den Segen Gottes oder meines Vaters zu bitten, ohne die Umstände noch die Folgen zu bedenken, ging ich am 1. September 1651 zu einer, Gott weiß, unglückseligen Stunde an Bord eines nach London bestimmten Schiffes, und niemals begannen, wie ich glaube, die Missgeschicke eines jungen Abenteurers so früh oder dauerten sie so lange. Kaum hatte das Schiff den Humber verlassen, als Wind aufkam und die Wellen auf furchterregende Weise immer höher schlugen; und da ich mich noch nie zuvor auf dem Meer befunden hatte, wurde ich körperlich unaussprechlich krank und mein Gemüt von Schrecken erfasst; ich begann ernsthaft darüber nachzudenken, was ich getan hatte und wie gerecht es war, dass mich jetzt das Gericht des Himmels ereilte, weil ich mein Vaterhaus böswillig verlas-

sen und meine Pflicht vernachlässigt hatte. Alle guten Ratschläge meiner Eltern, die Tränen meines Vaters und die flehenden Bitten meiner Mutter kamen mir jetzt von neuem in den Sinn, und mein Gewissen, das noch nicht in dem Grade verhärtet war wie später, warf mir vor, dass ich alle guten Ratschläge missachtet und Gott und meinem Vater gegenüber meine Pflicht verletzt hatte.

Inzwischen wurde der Sturm heftiger, und die See, auf der ich noch nie gewesen war, ging sehr hoch, obgleich nicht so hoch, wie ich es einige Tage später und seitdem oft erlebt habe; aber damals genügte es, mich, der ich als Matrose ja ein Neuling war und keinerlei Erfahrung hatte, zu beeindrucken. Bei jeder einzelnen Welle erwartete ich, dass sie uns verschlinge, und jedes Mal, wenn das Schiff, wie ich glaubte, in die Schlucht oder den Abgrund der See hinunterfiel, dachte ich, wir würden nie wieder emporsteigen. In dieser Gemüthsqual legte ich viele Versprechen und Gelübde ab. Sollte es Gott gefallen, mein Leben auf dieser einen Reise zu schonen, und sollte ich den Fuß jemals wieder auf festes Land setzen, dann wollte ich mich auf geradem Weg nach Haus und zu meinem Vater begeben und, solange ich lebte, niemals mehr ein Schiff betreten; ich wollte seinen Rat befolgen und mich nie wieder einer so jammervollen Lage aussetzen. Jetzt erkannte ich deutlich den Wert seiner Bemerkungen über den mittleren Lebensstand, wie bequem, wie behaglich er es sein Lebtage gehabt hatte, ohne jemals Stürmen auf der See noch Wirren auf dem Lande ausgesetzt gewesen zu sein, und ich beschloss, wie ein wahrhaft reuiger Sohn zu meinem Vater heimzukehren.

Diese weisen und nüchternen Gedanken waren von ebenso langer Dauer wie der Sturm und sogar von noch etwas längerer; am nächsten Tag aber ließ der Wind nach, und die See wurde ruhiger, ich begann mich auch allmählich an sie zu gewöhnen; den ganzen Tag über war ich jedoch sehr ernst, zumal ich mich noch ein wenig seekrank fühlte; aber gegen

Nachmittag klärte sich das Wetter auf, der Wind legte sich gänzlich, und ein zauberhaft schöner Abend folgte, die Sonne ging bei völlig klarem Himmel unter und am nächsten Morgen ebenso wieder auf, kaum ein Lüftchen wehte, und das spiegelglatte, von der Sonne beschienene Meer bot, wie ich dachte, den wundervollsten Anblick, den ich je erlebt hatte.

In der Nacht hatte ich gut geschlafen und war jetzt nicht mehr seekrank, sondern recht guter Dinge. Ich blickte voller Staunen auf das Meer, das am Tage zuvor so rau und furchtbar gewesen war und schon bald darauf so still und angenehm sein konnte. Und nun, damit meine guten Vorsätze nur ja nicht anhielten, kommt doch mein Kamerad, der mich tatsächlich fortgelockt hatte, auf mich zu und sagt: »Nun, Bob« (und klopft mir auf die Schulter), »wie geht's dir danach? Ich wette, du hast gestern Abend Angst gehabt, nicht wahr, wo es doch nur eine Mütze voll Wind gegeben hat?«

»Eine Mütze voll nennst du das?«, sage ich. »Es war ein furchtbarer Sturm.«

»Ein Sturm, du Schafskopf«, antwortet er, »nennst du das einen Sturm? Es war überhaupt nichts. Wenn wir nur ein gutes Schiff und eine weite See haben, dann macht uns so ein Windstoß nichts aus, aber du bist ja nur ein Süßwassermatrose, Bob; komm, machen wir uns eine Schale Punsch, und vergessen wir das alles; siehst du, wie prächtig das Wetter jetzt ist?«

Um mich bei diesem traurigen Teil meiner Geschichte kurz zu fassen: Wir handelten nach altem Seemannsbrauch, der Punsch wurde hergestellt und ich damit betrunken gemacht, und in der Sündhaftigkeit dieser einen Nacht ertränkte ich all meine Reue, meine Einsichten über mein vergangenes Betragen und alle meine Beschlüsse für die Zukunft. Mit einem Wort, als das Meer durch den Abzug des Sturms seine glatte Oberfläche und seine gleichmäßige Ruhe wiedergewonnen hatte, der Tumult meiner Gedanken sowie meine Befürchtungen und meine Ängste, von der See verschlungen zu werden,

vorüber waren und meine vorherigen Wünsche wieder freien Lauf hatten, vergaß ich völlig meine in der Not abgelegten Schwüre und Versprechen. Ich dachte zwischendurch wohl hin und wieder nach, und die ernstesten Überlegungen wollten zuweilen zurückkehren, aber ich schüttelte sie ab und befreite mich von ihnen wie von einer Krankheit, und indem ich mich dem Trinken und der Geselligkeit hingab, überwand ich bald die Wiederkehr dieser Anfälle, denn so nannte ich sie, und nach fünf, sechs Tagen hatte ich einen so vollständigen Sieg über mein Gewissen davongetragen, wie es sich ein junger Bursche, der sich von diesem nicht belästigen lassen wollte, nur wünschen konnte. Ich sollte jedoch noch einmal eine Prüfung meines Gewissens erleben, und das Schicksal beschloss, wie in solchen Fällen gewöhnlich, mir gänzlich jede Entschuldigung zu nehmen. Denn wenn ich schon dies hier nicht als Rettung anerkennen wollte, so war die nächste Prüfung von solcher Art, dass selbst der hartgesottenste Lump unter uns die Gefahr wie auch die Gnade zugeben musste.

Am sechsten Tage unserer Seefahrt kamen wir auf die Reede von Yarmouth; wegen des Gegenwindes und des ruhigen Wetters waren wir seit dem Sturm nur wenig vorangekommen und mussten hier vor Anker gehen. Da der Südwestwind auch weiterhin gegen uns stand, lagen wir hier sieben oder acht Tage lang, und während dieser Zeit suchten sehr viele Segler aus Newcastle auf derselben Reede Zuflucht, um auf günstigen Wind für die Fahrt flussaufwärts zu warten.

Wir wären hier jedoch nicht lange geblieben, sondern mit der Flut den Fluss hinaufgefahren, wenn nicht so ein scharfer Wind geweht hätte, der, nachdem wir vier oder fünf Tage hier gelegen hatten, äußerst heftig wurde. Da man die Reede aber als ebenso sicher ansah wie einen Hafen, der Ankergrund gut und unser Ankertau sehr stark war, machten sich unsere Leute keine Sorgen und fürchteten nicht im mindesten eine Gefahr, sondern verbrachten die Zeit damit, sich auszuruhen und fröhlich zu sein, wie es auf See üblich ist; am Morgen des

achten Tages aber wurde der Wind stärker, und wir setzten alle Mann an die Arbeit, um die Stengen zu streichen und alles schön dicht zu machen, damit das Schiff so gut wie möglich vor Anker spielen konnte. Um Mittag ging die See wirklich sehr hoch, und unser Schiff tauchte mit der Back ein, etliche Brecher schlugen über das Deck, und ein-, zweimal dachten wir, der Anker hätte sich losgerissen; daraufhin befahl der Kapitän, den Notanker zu werfen, so dass wir jetzt mit zwei Ankern vorauslagen; die Taue ließen wir schuppen.

Inzwischen war ein wirklich furchtbarer Sturm aufgekommen, und jetzt sah ich sogar in den Gesichtern der Seeleute Angst und Verblüffung. Zwar war der Kapitän umsichtig bemüht, das Fahrzeug zu retten, aber ich hörte ihn doch auf dem Wege zu seiner Kajüte mehrmals leise zu sich selbst sagen: »Der Herr sei uns gnädig, wir sind alle verloren, wir werden alle umkommen!« und Ähnliches. Während dieses ersten Hin und Her war ich wie betäubt und lag reglos in meiner Kajüte auf dem Zwischendeck; meine Gefühle vermag ich nicht zu beschreiben. Zu meiner ersten Reue, die ich so offensichtlich mit Füßen getreten und gegen die ich mich verhärtet hatte, konnte ich nicht zurückkehren; ich hielt die Bitterkeit des Todes für schon überwunden und glaubte, diesmal wäre es nichts im Vergleich zum ersten Mal. Als aber nun der Kapitän selbst an mir vorbeikam und sagte, wir seien alle verloren, hatte ich entsetzliche Angst; ich erhob mich, verließ meine Kajüte und blickte hinaus. Einen grausigeren Anblick hatte ich jedoch noch nie erlebt: Die Wellen waren hoch wie Berge und schlugen alle drei oder vier Minuten über unser Schiff, und wenn freie Sicht war, vermochte ich rings um uns nichts als Not zu sehen; zwei neben uns liegende Schiffe hatten ihre Masten gekappt und über Bord gehen lassen, da sie zu schwer beladen waren, und unsere Matrosen riefen, ein Fahrzeug, das ungefähr eine Meile von uns vor Anker gelegen hatte, sei gesunken. Zwei weitere Schiffe hatten sich vom Anker losgerissen und waren von der Reede fortgetrieben,

allen Abenteuern ausgesetzt, und das ohne Mast. Den leichten Fahrzeugen erging es am besten, denn sie stampften nicht so stark, zwei oder drei von ihnen aber trieben ab und kamen nahe an uns vorbei, sie fuhren davon, nur das Sprietsegel vor dem Wind.

Gegen Abend baten der Maat und der Bootsmann unseren Kapitän, sie den Fockmast kappen zu lassen, was er zuerst durchaus nicht wollte; aber da ihm der Bootsmann beteuerte, das Schiff werde sonst untergehen, stimmte er zu; und nachdem sie den Fockmast gekappt hatten, stand der Großmast so locker da und brachte das Schiff derart in Erschütterung, dass sie ihn ebenfalls kappen und das Deck klarmachen mussten.

Jeder wird beurteilen können, in was für einer Verfassung ich gewesen sein muss, da ich ja als Matrose ein Neuling war und zuvor schon bei einem nur geringen Anlass so viel Angst ausgestanden hatte. Wenn ich mich aber nach all der langen Zeit meiner damaligen Gedanken noch erinnere, dann war mein Entsetzen darüber, dass ich meine früheren Überzeugungen aufgegeben und mich meinen ersten sündhaften Entschlüssen wieder zugewandt hatte, zehnmal größer als meine Furcht vor dem Tode selbst, und dies zusammen mit den Schrecken des Sturms versetzte mich in einen Zustand, den ich mit Worten nicht beschreiben kann. Das Schlimmste sollte jedoch noch kommen; der Sturm wütete derart weiter, dass sogar die Seeleute eingestanden, einen schlimmeren hätten sie noch nie erlebt. Unser Schiff war gut, aber schwer beladen, und es stampfte dermaßen, dass die Matrosen immer wieder riefen, es werde scheitern. In einer Hinsicht war es zu meinem Vorteil, dass ich nicht wusste, was sie mit »scheitern« meinten, bis ich mich danach erkundigte. Der Sturm war so gewaltig, dass ich etwas sah, was man nicht häufig zu sehen bekommt, wie nämlich der Kapitän, der Maat und einige andere vernünftige Seeleute beteten, denn sie erwarteten jeden Augenblick, das Schiff werde untergehen. Mitten in der Nacht rief zu all unserer sonstigen Not ein Matrose, der einen

Kontrollgang unternommen hatte, wir hätten ein Leck, und ein anderer meldete, das Wasser stehe schon vier Fuß hoch im Laderaum. Nun wurden alle Mann an die Pumpen gerufen. Schon bei diesem Wort hatte ich das Gefühl, das Herz ersterbe mir im Leibe, und ich fiel von der Bettkante, auf der ich gesessen hatte, in die Kajüte hinein. Die Matrosen richteten mich jedoch auf und sagten, wenn ich auch vorher nicht imstande gewesen sei, etwas zu tun, so sei ich doch ebenso gut wie jeder andere imstande zu pumpen. Bei diesen Worten erhob ich mich, ging an die Pumpe und arbeitete sehr tüchtig. Währenddessen hatte der Kapitän beobachtet, wie einige leichte Kohlenschiffe, die dem Sturm vor Anker nicht standhalten konnten, gezwungen waren, die Ankerketten zu schuppen und aufs offene Meer hinauszufahren; da sie sich uns näherten, befahl er, als Notsignal eine Kanone abzufeuern. Ich wusste nicht im Geringsten, was das bedeutete, und war so überrascht, dass ich dachte, das Schiff sei geborsten oder etwas anderes Schreckliches habe sich ereignet. Mit einem Wort, es traf mich so unerwartet, dass ich in Ohnmacht fiel. In diesem Augenblick hatte aber jeder an sein eigenes Leben zu denken, und so kümmerte sich niemand darum, wie es mir ging, sondern ein anderer trat an die Pumpe, schob mich mit dem Fuß beiseite und ließ mich da liegen, in der Meinung, ich sei tot; es dauerte ziemlich lange, bis ich wieder zu mir kam.

Wir arbeiteten weiter, aber das Wasser im Laderaum stieg; es war offensichtlich, dass das Schiff sinken werde, und obwohl der Sturm ein wenig abflaute, konnten wir uns unmöglich bis zum nächsten Hafen über Wasser halten. Deshalb ließ der Kapitän auch weiterhin die Kanonen abfeuern, um Hilfe herbeizurufen, und ein leichtes Schiff, das ganz in unserer Nähe den Sturm vor Anker überdauert hatte, wagte es, ein Boot auszusetzen, um uns zu helfen. Unter großer Gefahr kam es näher heran, aber wir konnten weder an Bord gehen, noch vermochte das Boot längsseits unseres Schiffes anzu-

legen; endlich aber warfen unsere Matrosen vom Heck aus den Leuten, die mit ganzer Kraft ruderten und ihr Leben zu unserer Rettung aufs Spiel setzten, ein Tau mit einer Boje zu und ließen es ablaufen; jene konnten es nach großer Mühe und Gefahr fassen; wir zogen sie bis dicht unter unser Heck heran und stiegen alle in ihr Boot. Von hier aus war es jedoch ganz aussichtslos, ihr Schiff zu erreichen; darum kamen wir alle überein, das Boot treiben zu lassen und es nur so nahe wie möglich ans Ufer zu steuern; unser Kapitän versprach ihnen, es zu ersetzen, falls es am Ufer zerschellen sollte; und so fuhr unser Boot, halb gerudert, halb treibend, nordwärts schräg aufs Ufer zu, immer weiter bis fast nach Winterton Ness.

Wir hatten unser Schiff kaum eine Viertelstunde verlassen, als wir es sinken sahen, und da verstand ich zum ersten Mal, was es bedeutet, wenn ein Schiff auf See scheitert. Ich muss gestehen, dass ich kaum den Blick zu heben vermochte, als mir die Matrosen sagten, es gehe unter, denn von dem Moment an, da sie mich ins Boot hoben – man hätte schwerlich sagen können, ich sei hineingestiegen –, war mein Herz wie tot, teils vor Angst, teils vor Gemütsqualen sowie bei dem Gedanken, was mir noch bevorstand.

Während wir uns in dieser Lage befanden und die Männer angestrengt ruderten, um das Boot in Küstennähe zu bringen, konnten wir von der Höhe der Wellen aus das Ufer erblicken; wir sahen auch viele Leute den Strand entlanglaufen, die uns beim Landen helfen wollten; wir näherten uns aber dem Ufer nur sehr langsam und vermochten es auch erst dort zu erreichen, wo es hinter dem Leuchtturm von Winterton nach Westen gegen Cromer hin abfällt und das Land die Heftigkeit des Sturms ein wenig brach. Hier gelangten wir, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeiten, endlich alle wohlbehalten ans Ufer; danach gingen wir zu Fuß nach Yarmouth, wo wir als Schiffbrüchige sehr freundlich behandelt wurden, sowohl von der Obrigkeit der Stadt, die uns gute Quartiere anwies, als auch von Privatkanfleuten und Schiffseigentümern, und

man gab uns ausreichend Geld, um nach London oder zurück nach Hull zu reisen, wie es uns beliebte.

Wenn ich jetzt genügend Verstand gehabt hätte, nach Hull zurückzufahren und heimzukehren, wäre ich glücklich geworden, und mein Vater hätte – sinnbildlich wie im Gleichnis unseres Heilands – sogar das gemästete Kalb für mich geschlachtet, denn nachdem er gehört hatte, dass mein Schiff auf der Reede von Yarmouth gesunken war, dauerte es lange, bis er Gewissheit darüber erhielt, dass ich nicht ertrunken war.

Mein böses Geschick aber trieb mich jetzt mit einer Hartnäckigkeit voran, der nichts zu widerstehen vermochte, und obwohl meine Vernunft und mein besseres Wissen mehrfach vernehmlich von mir forderten, nach Hause zu fahren, hatte ich nicht die Kraft, es zu tun. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, und ich will auch nicht behaupten, dass es ein geheimes übermächtiges Schicksal ist, das uns treibt, zu Werkzeugen unseres eigenen Verderbens zu werden, sogar dann, wenn es unmittelbar vor uns liegt und wir mit offenen Augen hineinrennen. Gewiss vermochte nur ein unabwendbar über mich beschlossenes Verhängnis, dem ich in keiner Weise entgegen konnte, mich vorwärtszustoßen, trotz der Vernunft und Überzeugungskraft meiner innersten Gedanken und ungeachtet zweier so sichtbarer Lektionen, wie ich sie bei meinem ersten Versuch erhalten hatte.

Mein Kamerad, der Sohn des Kapitäns, der zuvor zu meiner Verstocktheit beigetragen hatte, war jetzt viel kleinlauter als ich. Bei unserem ersten Gespräch nach unserer Ankunft in Yarmouth – und das fand erst nach zwei, drei Tagen statt, da man uns in der Stadt auf verschiedene Quartiere verteilt hatte –, bei unserem ersten Wiedersehen also schien sich sein Ton verändert zu haben; er sah sehr trübsinnig aus, schüttelte den Kopf und fragte, wie es mir gehe; dann erzählte er seinem Vater, wer ich sei und dass ich diese Seereise nur versuchsweise unternommen hätte, um dann weiter fort ins Ausland zu fahren.